

Unbeirrt von allem, was Musikbetrieb und Kritik heißt, geht Arnold Schönberg in seinem Monodram „Erwartung“ unerbittlich seinen Weg. So unerbittlich hart und eigen ist auch die „Erwartung“: neuer Versuch, mit eigensten Mitteln, mit einer hörenden Art von solistischem, nur an Höhepunkten sinfonisch gehaltenem Orchester, mit einer unerhörten Intervalltechnik für die Gesangstimme, mit seltsamsten Rhythmen, fast schmerzhaft leidenden Harmoniefolgen den Ablauf eines schicksales dreier Menschen durch einen jenisch-musikalisch zu verklären. Denn es begibt sich vor unserem Blick nichts anderes als dieses: Ein junges, liebendes Weib tastet sich durch finstern Wald — an ächzenden Bäumen in stöhnendem Wind, an gespenstischen Geräuschen vorbei — zu dem ersehnten Mann hin —, findet ihn als Leiche,

erschlagen vom Nebenbuhler einer anderen Frau, und hält an dieser Leiche Zwiegespräche mit ihr, ihrer Liebe zu dem Lebendigen, zu dem Toten, und sinkt, in Gebärde der Sehnsucht nach Entdeckung nieder.

Wie Schönberg diese Neuform des alten Monodramas (das, ja die Italiener in strengem Kantatenstil oder als Rezitativ mit Arie behandelten) eben auch durchaus neu in seiner sich selbstverbrennenden, fanatisch-ekstatischen Art durchführt, mit welcher erstaunlich einsamer Kunst diese Partitur an originärem Ausdruck durchsetzt ist, wie sie die geheimsten Seelendinge, Reflexe sensibelster Grade der unglücklichen Frau in einer bisher noch nicht vernommenen Sprache auslegt: das zwingt uns wohl nur das eine Wort genial ab. Man kann und darf in flüchtiger Weise von diesem in jedem Sinne einmaligen, aber gewiß irgendwie fruchtbar wegweisenden Werk nicht sprechen. Es prallen an ihm auch jedwede Oberflächenbetrachtungen oder Ueberlegenheitstriebe von Besserwissern hinsichtlich Stil und Form ab — Schönberg gehört eben, vielleicht als einziger unter allen heutigen Schaffenden, zu den großen Erscheinungen, die für ihre Zeit wohl „diskutabel“ sind, bei welchen aber jede „Kritik“ in nichts zerfällt.

Kastner